

Literarische Pflichten unserer nächsten Zukunft.

Wie die genaue Vorbereitung aller Erfordernisse des Krieges uns vom ersten Tage des Feldzuges an zum Staunen der Welt die Überlegenheit verschafft und erhalten hat, so werden wir auch die andere schwere Schicksalsstunde, die von den Friedensglocken eingeläutet wird, nur dann siegreich überstehen, wenn wir uns jetzt für die Aufgaben des Friedens rüsten. Es genügt aber nicht, daß staatliche und kirchliche Verwaltungen, politische Parteien und wirtschaftliche Berufsgruppen, Anstalten der Wohlfahrtspflege, des Unterrichtes, der wissenschaftlichen Forschung ihre Pläne machen und die Mittel bereitstellen, mit denen sie hoffen dürfen, der neuen Lage gewachsen zu sein: auch auf dem Gebiete der Literatur und des Theaters müssen außergewöhnliche Vorkehrungen getroffen werden. Und auch diese Dinge gehen unser ganzes Volk an, weil Wohl und Wehe unseres ganzen Volkes von ihnen berührt wird.

Niemand kann sich heute dem Einflusse der erzählenden und dramatischen Dichtung entziehen. In jedes Haus dringt der Zeitungsroman, in fast alle Häuser kommen außerdem Erzählungen in Zeitschriften oder in Buchausgabe, sehr viele Familien beteiligen sich am Theaterbesuch. Und wer selber keine Romane liest und nicht ins Theater geht, lebt doch mit Dutzenden zusammen, die beides tun und von beidem in ihren Anschauungen und in ihrem ganzen Wesen beeinflusst sind. Der ausgeprägte Sinn für die Wirklichkeit, von dem die heute lebendige Dichtung beherrscht wird, bringt es naturgemäß mit sich, daß in der Scheinwelt der Papierblätter oder der Bühnenbretter dieselben Ereignisse und Gedanken wiederkehren, mit denen wir uns im wirklichen Leben auseinanderzusetzen haben. So kann es gar nicht ausbleiben, daß wir die Welt, daß wir namentlich die gewaltigen Kulturaufgaben unserer nächsten Zukunft irgendwie mit den Augen unserer Dichter zu sehen beginnen und im Geiste unserer Dichter zu bezwingen versuchen.

An sich ist diese Macht der Dichtung nicht nur segensreich, sondern zum vollen Menschentum notwendig. Das ist oft gesagt worden, aber selten schöner als in Martin Deutingers Vorlesungen über „das Verhältnis

der Poesie zur Religion", die Karl Muth vor einigen Monaten in der „Sammlung Röjel“ neu herausgegeben hat. „Nicht das Geträumte“, heißt es da (S. 43), „nicht das Geträumte, rein Erfundene und Erdichtete ist Poesie. Wer das Unnatürliche und Überspannte, das leichtsinnige Spiel des menschlichen Witzes für wirkliche Poesie nimmt, der wird von diesem Geist des Scheines und der Lüge allerdings um die Wahrheit, den Ernst und die Kraft des Lebens betrogen. Wer aber von wahrer Poesie begeistert ist, empfängt von ihr erst den rechten Geist der Wirklichkeit, erfährt jene höhere geistige Wirklichkeit, die wahrer und wirklicher ist als die sogenannte reale und dingliche, sinnlich faßbare Wirklichkeit des Lebens. Die Wirklichkeit, welche dem Geiste erfassbar ist, ist eine andere als die, welche den Sinnen erscheint. Jene höhere Wirklichkeit zu erfassen und in sinnlich anschauliche Bilder zu kleiden, ist das Werk der Kunst; diese Bilder im Worte zu erklären, das Werk der Poesie. Wo es dem menschlichen Geiste gelingt, den Funken des Lebens festzuhalten, der aus dem Leben überall da hervorbricht, wo die Ewigkeit die Zeit berührt, und diesen Geistesblick in Worte zu fassen, da ist Poesie. Statt das Wirkliche zu verflüchtigen, verwirklicht sie das Ewige und verewigt das Wirkliche. Das innere verborgene Geheimnis des Lebens offenbar zu machen und in durchsichtigen Worten auszusprechen, ist ihr Wesen und ihre Macht.“

Gewiß leben in unserer Mitte Dichter von dieser echten und edlen Art. In der Eintönigkeit des Stellungskrieges, in den Leiden der Lazarette, in den niederdrückenden Tagen, die mancher Daheimgebliebene durchkämpfen mußte, sind sie Künstler hoher Gedanken und Wecker reiner Gefühle gewesen. Manchmal waren es Dichter, die man in Friedenszeiten nicht geschätzt hatte, weil sie nicht zu denen gehörten, um die eine geschäftskundige Presse den Lärm der Berühmtheit verbreitet hatte. Hoffentlich wird das deutsche Volk ihnen nun dauernd vergelten, was es ihnen von den Kriegsmonaten her zu danken hat, zumal da gerade der Krieg die Hohlheit und Erbärmlichkeit so vieler anderer Dichter und Theater auch denen offenbart hat, die bisher für dieses schleichende Unglück keine Augen und kein Herz zu haben schienen. Die Zustände, in die ein großer Teil unseres literarischen Lebens nach dem kurzen Aufschwung der ersten Kriegswochen wieder hinabgeglitten ist, sind um so unwürdiger und gefährlicher, als durchaus nicht bloß ästhetische Werte auf dem Spiele stehen.

Man hat während des Krieges im Anzeigenteil führender Zeitungen „modern realistische“ Romane angeboten, in denen „meisterhafte“ Schil-

derungen „aus dem Leben der Entgleisten“, aus dem unglücklichen Liebesleben „eines Tertianers“, aus dem „Sexual- und Liebesleben der alternden Frauen“ verheißen wurden. Der Preis war so niedrig, daß jedermann seine Neugierde befriedigen konnte, und die Bücher wurden noch eigens als „gute und preiswerte Lazardlektüre“ oder als „Geschenke für unsere tapferen Kämpfer“ empfohlen. Man hat in den Hauptstädten der verbündeten Kaiserreiche ein Stück aufgeführt, das ein so freisinniger Kritiker wie Julius Hart eine „Brunsttragödie“ nennen konnte, in deren „brutalem Naturalismus“ dennoch „nicht viel Natur und noch weniger Geist“ stecke, und dessen Hauptdarstellerin trotz ihrer großen Technik nicht imstande gewesen sei, „das wilde dumpfe Tierwesen“, die „wüste Brunst“, die „sexuelle Raserei“ der Heldin „ganz einwandfrei“, nämlich ganz ohne Geist und Adel, zum Ausdruck zu bringen. Trotzdem — hoffentlich nicht deshalb — weisagte ein Gefinnungsverwandter von Julius Hart, ein Drama mit „so starken Figuren“ werde man „noch in Jahrzehnten auf allen Bühnen von Straßburg bis Danzig“ spielen. Wieder ein anderer Kritiker berichtete einer Berliner Zeitung über einen Theaterabend der „Neuen Wiener Bühne“, an dem „ein entzückendes kleines Mistviecherl von Wienerin“ den Zuschauern klar machte, daß sie nicht zwei, sondern drei Männer brauche. Am Schlusse „herzlicher Applaus ohne Radau“. Und ein leichtverwundeter Fährnrich, der im Parkett saß, wird nach Ansicht des Berichterstatters „später den Kameraden im Schützengraben mit Begeisterung erzählen, wie lieb dieses Wien ist, für das sie kämpfen“. In einem deutschen Hoftheater wurde am 17. Januar 1915 in Abwesenheit des Hofes ein Drama gespielt, über das Karl Muth im Februarheft des „Hochlandes“ schrieb: „Das Talent eines Schriftstellers herabzusetzen, um moralisch nachteilige Wirkungen fernzuhalten, die von seinem Werk ausgehen könnten, ist nicht unsere Art. Aber wir können in einem Talent auch keinen Freibrief sehen für literarische Schamlosigkeiten, und Schamlosigkeiten sind es, aus denen sich das gesamte Werk Frank Wedekinds zusammensetzt.“

Länger will ich in dieser widerwärtigen Liste nicht fortfahren, obwohl es an Stoff nicht fehlt. Gerne hätte ich das eine oder andere grelle Wort vermieden, aber dann hätte sich nicht zeigen lassen, wie unsagbar traurig es trotz des Krieges steht. Es steht so, daß die „Süddeutschen Monatshefte“ im April 1915 (S. 169) schrieben: „Variétés mit literarischen Ansprüchen“ müßten die Literatur „verschweinen“, wenn sie sich halten wollten, die Hälfte der Theater seien „von Anfang an überflüssige Spekulationen

ohne Existenzberechtigung" gewesen und würden „durch die Konkurrenz rettungslos ins Sensationelle und ins Ordinäre getrieben". Es steht so, daß mitten im „Burgfrieden" die Halbmonatsschrift „Bühne und Welt" den Vorwurf erheben konnte: „Nur keine entrüsteten Mienen, meine Herren, ... es gibt Theater, die nach außen und innen schlimmer sind als Bordelle. Denn ihr verkauft zweifaches Gift: auf der Bühne verseucht ihr das Volk, habt ihr das Volk verseucht, und werdet ihr es wieder verseuchen. Hinter der Bühne aber treibt ihr eure Instrumente in die Arme der Prostitution."

Die verwüsteten Gebiete von Ostpreußen und Galizien werden mit staatlichen Mitteln und unter Beihilfe des ganzen Volkes wieder aufgebaut. Es ist gut so, und es wäre herzlos und schmachvoll, wenn das nicht geschähe. Aber müssen nicht alle anständigen Leute ebenso fest und ebenso werktätig zusammenstehen, um endlich wieder aufzurichten, was Literatur und Theater an edelsten Geisteswerten vernichtet haben? Es darf nicht länger geduldet werden, daß gewissenlose Dichter über die Seelen unseres Volkes, über das Heiligtum unserer Familien, über die Reinheit unserer Jugend herfallen wie eine Horde Kosaken! Wenn ein Bühnenleiter es wagt, derartige Stücke aufzuführen, und die Polizei nicht eingreift oder die Rechtsprechung versagt, dann haben die Zuschauer, wie es sich im vergangenen Winter in München und anderswo endlich, endlich gezeigt hat, Mittel genug, dem sauberen Geschäftsmann weitere Versuche zu verleiden. Wie erhaben schaut das Bildungsgelichter dieser Theater auf die Rohheit spanischer Stiergefechte herab — und gewiß ist die Freude am blutigen Spiel nicht einfachhin zu loben —, aber ungezählte Theateraufführungen sind hundertmal schärfer zu verurteilen, und mit vollem Recht erinnert Johannes Nahrhofer in seinem neuen Buche über Spanien daran, „daß in Paris und Berlin und in andern gepriesenen Kulturzentren ungleich zahlreicher und unedler Wesen hingeopfert werden, die noch mehr wert sind als Pferde und Stiere"! Wer sich über die Raubritter vergangener Zeiten entrüstet, die den müde heimkehrenden Kaufmann um den Lohn seines Fleißes und um die nahe Freude des Wiedersehens seiner Lieben brachten, was muß der gegen so manchen Buchhändler empfinden, der mit seiner schamlosen Auslage an den heutigen Verkehrsstraßen auf die vorüberwandernden Opfer lauert, auf Kinder, die noch unberührt sind, auf halbwüchsige Jugend, die so schwach ist — und die doch unsere Zukunft tragen muß! Vor keiner Kanone zittern diese neuen Raubritterburgen, aber sie zittern und sie fallen, wenn ihnen die anständige Kundschaft unerbittlich den Kampf ansagt, der

zum Heile unseres Volkes notwendig ist: den Weg in andere Buchhandlungen.

Es gereicht unserer Kultur wahrlich nicht zur Ehre, daß wir den ganzen Ernst unserer Zeit aufrufen müssen, um für die einfachsten geistigen Reinheitsbegriffe etwas mehr Verständnis zu wecken. Wir würden aber selbst dieses bescheidenste Ziel nicht erreichen, wenn wir nicht schon diesseits jener verrufenen Grenze, wo der unzweideutige Schmutz beginnt, unsere Vorkehrungen trafen. Und um mit den Dichtern zu beginnen: es ist durch die Befunde der auf Erfahrungspsychologie gegründeten Ästhetik nicht bestätigt worden, daß der Künstler widerstandslos dem Geiste gehorchen müsse, der über ihn kommt. Zumal ein Werk von dem Umfange eines Dramas oder eines Romans ist etwas anderes als das Ergebnis eines seelischen Kaufsches. Soviel kann jeder Dichter der Stunde gebieten, daß er seine Gestaltungskraft von Schädlichem abzulenken und auf Stoffe und Formen zu richten sucht, die den Seelen seiner Leser wahrhaft wohlthun. Gewiß sind nicht alle dichterischen Persönlichkeiten dieser Selbstbeherrschung in gleichem Grade fähig, aber auch die schwächsten Stimmungsmenschen können das Beispiel beherzigen, das ihnen Manzoni gegeben hat. Alexander Baumgartner hat in dieser Zeitschrift schon einmal (Bd 74, S. 193) daran erinnert. Im ersten Entwürfe zu den *Promessi sposi* war die Liebe viel lebhafter geschildert als in der endgültigen Fassung. Der große Dichter erklärte es als seinen Grundsatz, „über die Liebe nicht so zu schreiben, daß die Seele des Lesers dieser Leidenschaft zum Opfer falle“; deshalb habe er vor dem Drucke manche Stellen geändert oder weggelassen, die an sich zu den dichterisch besten seines Buches gehört hätten. Die Welt brauche zwar die bräutliche Liebe, aber sie bedürfe der Vermittlung des Dichters dazu bei weitem nicht so dringend wie zur Erweckung der Nächstenliebe und des Opfermutes. Am 20. April 1915 konnte man sogar in der „Neuen Freien Presse“ (Nr 18196) das Bekenntnis lesen, die Menschen wollten zwar zu allen Zeiten von Gefühlen unterhalten sein, und sicher sei die Neigung von Mann zu Weib unter diesen Gefühlen eines der allgemeinsten und menschlichsten, aber „ebenso sicher“ sei sie „weder das einzige noch das höchste, wie es in der abgelaufenen Friedenszeit zuweilen den Anschein haben mochte“.

Sollten deutsche Dichter auch jetzt noch unter Berufung auf *l'art pour l'art* die Berücksichtigung außerkünstlerischer Werte ablehnen, dann verdienen sie nichts Besseres, als daß man ihnen auf dieses französische Schlagwort eine französische Antwort gibt und ihnen — frei nach Brunetière —

rund heraus sagt: „Etwas Nachsicht, ihr großen Künstler! Gestattet uns, Menschen zu sein! Erlaubt uns die Meinung, daß es auf der Welt Dinge gibt, die gerade so wichtig sind wie schöne Sätze, oder noch wichtiger! Bildet euch nicht ein, daß wir für euch da wären, oder daß unser Volk gearbeitet, gekämpft und geblutet hätte, um euch auf den Thron zu setzen! Wir denken im Gegenteil, daß auch ihr dem Wohle des Ganzen zu dienen habt. Denn wozu und wovon lebt ihr sonst? Wenn die brave Tüchtigkeit der Philister, die ihr mit Hohn überschüttet, wenn der fromme Glaube und die sittliche Kraft, die euch nichts gelten, Deutschland nicht stark gemacht hätten, wer hätte euch dann in diesem Jahre euer Heim und euer tägliches Brot gesichert? Da also auch ihr trotz all eurer Kunst nur Menschen seid, so erwartet das deutsche Volk von euch, daß ihr durch eure Werke die sittlichen Pflichten erfüllt, die das Leben jedem Menschen auferlegt.“

Sittliche Maßstäbe an die Dichtung zu legen und dadurch die Literatur im lebenskräftigen Zusammenhang mit all unsern geistigen Gütern zu erhalten, wird mehr als bisher Aufgabe der Berufskritik sein müssen. Eigentlich ist es doch klar, daß ein Kunstwerk nicht von jedem gleich tief erfaßt wird, daß also ein durch Studium und Erfahrung geschulter Kritiker der berufene Vermittler zwischen den Künstlern und der Gesamtheit der bloß Genießenden ist. Dennoch hat der Jenaer Professor Levin Schücking im „Türmer“ (2. Maiheft 1915) den Kunstkritiker als „Kunstfeind“ gebrandmarkt, weil so viele Kritiker von heute ein „Spezialistentum“ entwickelt haben, „das die Zügel in die Hand genommen hat, aber jenseits allen gesunden Menschenverstandes ist“. Sie haben die Kunst zum höchsten Lebensinhalt gemacht, haben sie damit aus ihrer natürlichen Stellung im Lebensganzen herausgerissen und folgerichtig der Versiegenheit und Unnatur überantwortet. Solche Kritiker haben eine Macht erlangt, die gebrochen werden muß. „Der Direktor eines kleineren Berliner Theaters“, schreibt Schücking, „hat mir kürzlich gesagt, bei seinen Uraufführungen seien mehr als 50 Prozent der Zuschauer Berufskritiker. Sie aber entscheiden noch immer über das Los des Stückes für oft ganz Deutschland. Gegen ihre Kritik anzugehen ist nicht ungefährlich und kann nur von jemand unternommen werden, den seine Stellung außerhalb des ganzen Getriebes leidlich unverwundbar macht.“ Dieser verhängnisvolle Einfluß wird ein Ende nehmen, sobald die Kritiker denkende Leser finden. Denn die werden keiner Kritik trauen, deren Verfasser sich nicht deutlich zu einer

vernünftigen Lebensanschauung bekennt und danach auch das Kunstwerk beurteilt. Ohne diese Grundlage wird übrigens die literarische Kritik niemals jene Sicherheit gewinnen, die sie dringend braucht, um nach den widerspruchsvollen Ungeheuerlichkeiten der letzten Friedensjahre ihr Ansehen wiederherzustellen.

Nicht geringeres Mißtrauen, als es gegenüber einem großen Teile der heutigen Kritik am Plage ist, verdient das Reklameunwesen. Wo der Name dessen, der die Reklame macht, für die Richtigkeit der rein sachlichen Angaben nicht volle Bürgschaft leistet, sind selbst diese mit größtem Vorbehalt aufzunehmen. Was aber darüber hinausgeht, mag es schreiend sein, mag es mit riesigem Umfang und ungeheuern Zahlen prunken, oder mag es durch unscheinbare und selbst geschmackvolle Einfachheit bestehen wollen — das ist für einen Käufer, der auf seine Würde hält, einfach nicht da, höchstens, daß es sein Mitleid oder seine Verachtung weckt.

Die der Kunst zustehende Freiheit wird nicht durch das christliche Sittengesetz bedroht, sondern durch die blöde Furcht, die aus jeder orakelhaft vorgetragenen Empfindung einer oft recht fragwürdigen Ästhetennatur eine künstlerische Forderung macht. Wirklich feststehende Gesetze sind auf dem Gebiete der Kunst so selten, daß selbst gewissenhafte Kritiker in Gefahr geraten, den ästhetischen Wert von Werken, die wegen ihres starken sittlichen Gehaltes eines besseren Loses würdig wären, ungebührlich herabzudrücken. Beispielsweise ist seit Spielhagen die Ansicht, daß in einer künstlerischen Erzählung der Verfasser nie unmittelbar hervortreten dürfe, immer allgemeiner zur Herrschaft gelangt und schließlich fast zum Range einer ästhetischen Selbstverständlichkeit erhoben worden. Vor einiger Zeit hat aber in der „Germanisch-romanischen Monatschrift“ (VII 161—177) Oskar Walzel im Anschluß an Otto Ludwig mit guten Gründen dargetan, daß diese Art der Erzählung durchaus nicht als allein berechtigt gelten kann. Je bereitwilliger wir in solchen untergeordneten Punkten jeder Anschauung ihr Recht lassen, desto weitere Entfaltungsmöglichkeiten schaffen wir dem Dichter, und desto wirksamer können wir die unerläßlichen Bedingungen gesunder Kunst verteidigen. Natürlich wird es klug sein, die wenigen durchaus gewissen Erkenntnisse auf möglichst sicherem Grunde zu verankern. Deshalb hat Martin Deutinger der Ästhetik keinen ganz glücklichen Dienst geleistet, als er in seinen Odeonsvorlesungen den an sich einleuchtenden Zusammenhang zwischen Dichtung und Religion mit seiner sehr ansehbaren, auf Schelling zurückgehenden Willenslehre verquidete.

Auf welche Weise die Kritik ihrem Urteil über religiöse oder sittliche Mängel einer Dichtung die gewünschte Wirkung sichern kann, zeigt Josef Froberger in seinen Ergänzungen zu der von Agnes Schröder verfaßten Übersetzung des kraftvoll und lebhaft geschriebenen Werkes „Die Gefahr des Buches“, das Antolín López Peláez, den beredten und gelehrten Erzbischof von Tarragona, zum Verfasser hat und daher hauptsächlich auf spanische Verhältnisse berechnet ist, aber auch in Deutschland Beachtung verdient. Froberger warnt davor, durch schwarze Listen längst veralteter und vergessener Bücher, durch Inhaltsangaben unsittlicher Romane oder durch ausdrückliche Hinweise auf anstößige Stellen die Neugierde zu wecken und dadurch für die Erzeugnisse, die man verurteilt, geradezu Reklame zu machen, während Schweigen eine unbedingt tödliche Waffe gewesen wäre. Sobald dagegen ein gefährliches Buch den Leserkreis des Kritikers wirklich bedroht, muß es deutlich gekennzeichnet werden, und Froberger nennt es (S. 188) mit Recht einen „himmelschreienden Unfug“, daß „hier und da katholische Kritiker in der Besprechung solcher Erscheinungen nur die künstlerische Form berücksichtigen und von der sittlichen Grauenhaftigkeit vollständig schweigen oder mit einer nichtsagenden Redewendung darüber hinweggehen“. Die hier von Froberger erhobene Forderung haben die „Stimmen“ von jeher betont. Auch ich habe so gehandelt, und bei Gelegenheit (z. B. Bd 85, S. 569 f) habe ich mich grundsätzlich in diesem Sinne ausgesprochen. Daher habe ich es nie billigen können, wenn man in meinen Darlegungen über die belgische Bibliothèque choisie (Bd 83, S. 125—134) wohl die Freiheit begrüßte, die diese Bibliothek bei der Buchaufnahme walten läßt, aber nicht ebenso ernst die Beschränkungen beachtete, denen die Benutzung der Bücher unterliegt, und die besondern Verhältnisse, unter denen das Unternehmen von der zuständigen bischöflichen Behörde empfohlen worden ist — obwohl ich das alles ausführlich dargestellt hatte. Ebensovienig durfte man mich in einen unfreundlichen Gegensatz zum Vorromäusverein bringen, denn ich hatte an derselben Stelle (S. 128) ausdrücklich anerkannt, daß der strengere Grundsatz des Vorromäusvereins den Zielen seiner Volksbibliotheken durchaus entspricht.

Am 10. Juli 1915 schrieb die „Rölnische Volkszeitung“ (Nr 553): „Ob die männlichen Geister, die jetzt an verschiedenen Punkten des deutschen Vaterlandes den Kampf gegen das feile Literatentum unternommen haben, Erfolg haben werden? Wir möchten es sehrnächst wünschen! Bedingung dazu ist aber die entsprechende Stimmung in den Reihen der Ge-

bildeten unseres Volkes. Diese sind für das Ergebnis verantwortlich.“ Wir alle, die wir uns, so gut wir können, um das Heil unseres Volkes mühen, haben ungezählte Male dieses Verantwortungsgefühl zu wecken versucht, und wir werden in unsern Versuchen unermüdlich fortfahren, aber Erfolg haben wir nur, wenn sich unter denen, die uns hören, Männer und Frauen finden, die mit Opfermut und Ausdauer die Kleinarbeit in die Hand nehmen. Es ist vorgekommen, daß in Großstädten und selbst in Weltstädten glänzende Versammlungen begeistert einem Redner folgten, der sie zum Kampfe gegen die Verseuchung der Literatur und des Theaters aufrief, daß ganze Scharen sich in die Listen der zu gründenden Organisation einzeichneten — und daß nichts geschah! Wo aber eine tatkräftige, am Ort ansässige Persönlichkeit die entfachte Begeisterung zur Werbearbeit ausnützte und das glänzend entfaltete Programm sofort bescheiden, aber beharrlich zu verwirklichen begann, da sind mit kleinsten Mitteln überraschende Erfolge erzielt worden.

Hoffentlich wird der katholische Kriegsfrauentag, der sich diesen Sommer in Frankfurt a. M. an das mütterliche Verantwortlichkeitsgefühl gewandt hat, nicht bloß eine vorübergehende Ergriffenheit und sehr gute Vorsätze gezeitigt haben. Denn auf die Mütter können wir im Kampfe gegen schlechte Bücher und schlechte Theater nicht verzichten. „Wenn manche Mutter“, schreibt Froberger in dem vorhin erwähnten Buche (S. 184), „auch ihren ‚gebildeten‘ Söhnen und Töchtern gegenüber ihre Pflicht, ihre heilige und verantwortungsvolle Pflicht erfüllen wollte, so stände es in mancher Hinsicht viel besser. Aber wenn die Mutter selbst einen Bücher-schrank mit bedenklicher Literatur eingerichtet hat oder auf eine der landläufigen Leihbibliotheken abonniert ist, so werden alle Ermahnungen nicht viel nützen.“ Neben den Frauen müssen aber auch die zu Hause gebliebenen Männer endlich alle Kraft aufbieten, daß der kommende Theaterwinter den vergangenen nicht gleiche, daß die aus dem Felde zurückkehrenden Krieger eine ihrer großen Taten würdige, vom schmachvollen Schmutze so vieler Jahre gründlich gesäuberte Heimat wiederfinden, und daß die vor dem Kriege verheißungsvoll begonnenen Organisationen, sobald es möglich ist, auf allen Punkten und mit vollem Eifer ihre Arbeit beginnen.

Denn jetzt tut verdoppelte Wachsamkeit dringend not. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß die Entbehrungen und Erschöpfungen des Feldzuges, daß leider auch manche draußen groß gewordene Leidenschaft und selbst das Hochgefühl des Sieges zur Genußgier anwachsen oder wenigstens

nach tatloser Ruhe verlangen. Würde dieser Gefahr nicht vorgebeugt, so fänden alle Giftpflanzen unserer Literatur und unseres Theaters von neuem einen üppigen Boden — und dann wären wir um die besten Früchte der ungeheuern Opfer und Anstrengungen dieses Krieges betrogen. Nach dem Friedensschlusse stehen wir vor der Notwendigkeit gewaltiger wirtschaftlicher und militärischer Kraftanspannung. Denn mögen wir auch den vollsten Sieg erringen: unsere Feinde bleiben uns an Zahl und Gebiet weit überlegen. Wollen wir also nicht untergehen, so müssen wir alles aus unserer Mitte verbannen, was uns verweichlicht und entnervt, alles fördern, was uns erhebt und stärkt. Erst wenn das gelingt, geht die geschichtliche Bedeutung des Krieges an uns ganz in Erfüllung: mit unserer äußeren Freiheit haben wir dann zugleich unsere innere Läuterung errungen. Sonst aber ist über kurz oder lang Knechtschaft und Versumpfung unser unentrinnbares Schicksal. Die Duldung einer Literatur und eines Theaters, die Religion und Sitte untergraben, wäre also geradezu Verrat am Vaterlande!

Und darum müssen die Narben unserer Verwundeten und die Gräber unserer Gefallenen den Männern und Frauen unseres Volkes eine unaufhörliche Mahnung zum heiligen Kampfe sein. Daß Tausende auch jetzt noch beiseite stehen werden, darf unsern Eifer nicht im geringsten schwächen. Wir haben nur die Pflicht, die zu retten, die wir retten können. Diese Pflicht aber haben wir, und wären unser noch so wenige! Wir kämpfen mit unerschütterlicher Zuversicht, denn mit uns kämpft die innere Wahrheit und Güte unserer Sache, und uns ist gesagt worden: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde; ich habe die Welt besiegt!“

Jakob Overmans S. J.